

Rosalinde und die Geschichten

Als er Rosalinde das erste Mal traf, gastierte gerade der Jahrmarkt in der Stadt. Er sah sie vor dem Riesenrad, sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schien immer diejenige Gondel zu fixieren, die sich gerade am höchsten Punkt befand. Auch wenn das Rad stillstand rührte sie sich nicht vom Fleck, wandte nicht einmal den Blick ab. Leute stiegen ein und aus, ein dicker Herr schimpfte laut, weil er sich in der Kolonne an ihr vorbeizwängen musste, fremde Ellbogen stiessen sie in die Seite und ein Kind, das noch kleiner war als sie und von der Hand seiner Mutter vorwärts gezogen wurde, klebte im Vorbeigehen Stückchen seiner Zuckerwatte an Rosalindes Jeans.

Zu dieser Zeit wusste er natürlich noch nicht, dass sie Rosalinde hiess. Das wusste er erst später, als das Riesenrad sich bereits viermal um sich selbst gedreht und sich die Passagiere für die fünfte Runde an den Abschränkungen vorbei in die Gondeln gezwängt hatten. Als das Rad sich ein fünftes Mal in Bewegung setzte, trat er neben sie und kniete sich auf den Asphalt. Sie sagte nichts und eine Weile lang folgte er ihrem Blick nach oben.

„Kann ich dir helfen?“, fragte er. Und sofort dachte er: Ein zu gross gewachsener Mann mit einem Stoppelbart und zwei verschiedenfarbenen Schuhen fragt ein kleines, fremdes Mädchen, ob er ihr helfen kann... „Suchst du etwas Bestimmtes?“, fügte er hinzu. Dann biss er sich auf die Zunge und sagte nichts mehr.

Sie drehte in Zeitlupe den Kopf, und erst ganz am Ende der Bewegung sprangen ihre Augen für eine Zehntelsekunde vom höchsten Punkt des Rades zu ihm, und dann wieder zurück.

Ich habe noch nie so blaue Augen gesehen, dachte er.

„Wer bist du?“, fragte sie.

Er räusperte sich. „Nun, ich heisse Christopher. Aber...“, fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „sag Chris. Das tun alle.“

„Chris“, wiederholte sie.

„Ja“, sagte er. „Und du?“

Sie sei Rosalinde, sagte Rosalinde. Und er wiederholte in seinen Gedanken: Rosalinde, und überlegte, ob er die Stirn runzeln sollte. Der Name roch nach alten Schränken aus dunklem Holz und nach Gewürzen, die mit dem Schiff über das Meer transportiert worden waren.

Sie suche jemanden, fuhr das fremde Mädchen fort, eine gute Freundin, „Pi heisst sie.“

„Pi?“, jetzt runzelte er die Stirn tatsächlich. Rosalinde und Pi... Nach einer Weile öffnete er den Mund noch einmal: „Pi ist doch eine Zahl?“

„Schon möglich.“ Rosalinde schien kurz zu überlegen. „Ja, doch. Ich glaube, das hat sie auch gesagt. Sie mag diese Zahl. Ich glaube, sie sagt sie sich vor, wenn sie nicht einschlafen kann. Darum heisst sie auch so.“

Die ganze Zeit über hatte sie ihren Blick nicht von der Spitze des Rades gelöst. Er indessen rutschte, immer noch auf den Knien, auf die andere Seite, damit die nächste Horde Fahrgäste mit ihren speckig glänzenden Riesenradfahrkarten aus Plastik in den Händen sie nicht umrannte.

„Warum schaust du nach oben?“, fragte er.

„Ich weiss nicht, Chris“, erwiderte Rosalinde. „Ich hatte irgendwie das Gefühl, sie hätte dort hochfahren wollen, um an der höchsten Stelle auf das Dach der Gondel zu klettern und sich dann die Welt von oben anzusehen. Meinst du nicht auch?“

Unschlüssig hob er die Achseln: „Ich weiss auch nicht. Ich kenne deine Pi ja nicht.“

„Sie ist nicht meine Pi“, seufzte Rosalinde.

„He, du! Ja, genau du da, rück mal einen Meter zur Seite! Was gibt’s so spannendes, dass du wie blöd dort rüber starren musst?“

Chris warf dem plärrenden Jungen, der einen grossen Plüschteddy im Würgegriff unter dem Arm hielt einen abwesenden Blick zu. Rosalinde drehte sich nicht um. Sie seufzte noch einmal. „Vielleicht habe ich mich auch getäuscht“, sagte sie. „Vielleicht war es jemand anderes.“

„Du hast sie hochfahren sehen?“

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

Aus dem Augenwinkel hatte er, während er sich umdrehte, ganz kurz das Gefühl, oben, auf dem Dach derjenigen Gondel, die gerade am höchsten stand, eine kleine, dunkelhaarige Gestalt aufblitzen zu sehen. Aber sobald er die Augen zusammenkniff und sich auf die Erscheinung zu fokussieren versuchte, war sie verschwunden. Er stolperte über seine zwei verschiedenfarbenen Schuhe und Rosalinde lächelte: „Du siehst aus wie ein Clown.“

„Na, danke“, sagte er.

„Ich mag Clowns“, sagte sie. Und dann ging sie davon ohne zurückzuschauen, während sie noch hinzufügte: „Komm mit, ich erzähle dir von ihr.“

Seine Grossmutter hatte früher oft behauptet, es gebe Menschen, die man bloss ein einziges Mal sieht in seinem Leben, und obwohl sie einen nie zuvor getroffen haben, erkennen sie etwas in einem; etwas, das man selbst noch gar nicht von sich wusste.

Er hatte das immer als romantischen Kitsch abgetan. Jedenfalls nicht als etwas, das einem real passieren konnte.

Und doch setzten sich jetzt seine Beine von selbst in Bewegung; in den Kniekehlen kribbelte es noch, weil er zu lange wie ein zusammengefaltetes Blatt Papier auf dem Asphaltboden gekauert war. Er zupfte ein bisschen eingetrockneten Vogeldreck von seinem rechten Hosenaufschlag und dann folgte er dem fremden Mädchen mit dem Namen, der für die winzige Gestalt viel zu lang wirkte. Als hätte sie sein verknotetes Gedankenwirrwarr gehört, drehte sie sich mit einem Lächeln auf den Lippen doch noch einmal um, ehe sie in den Wald aus fremden Beinen eintauchte. Schliesslich verschwand sie, ganz am Ende des Kiesweges, hinter einem Stromkasten.

Und er stand immer noch da, und blinzelte, und schaute in die Richtung, in die sie davongegangen war. Und war auf einmal wieder der kleiner Junge, der von Abenteuerbüchern verschluckt wurde und sich an einer durchsichtigen Angelschnur langsam aus dem Leben herausziehen liess, das für ihn vorbestimmt war.

Wie man das Sonnenlicht einfängt

Vor Jahren, noch vor seiner Geburt, musste es etwas gegeben haben, das „Sterne“ genannt wurde. Eine Art leuchtende Punkte im Weltall, die Energie absonderten – und vor allem Licht.

An die Zeit, als Kerzen und Taschenlampen verboten wurden, konnte Constantin sich noch erinnern: Er war ein kleiner Junge gewesen und sein ganzer Stolz eine Taschenlampe aus buntem Plastik. Auf einer Seite hatte sie eine Kurbel gehabt, und wenn er diese schnell genug im Kreis drehte, begann die Lampe zu surren und später zu leuchten.

Warum plötzlich der fremde Mann vor der Tür gestanden und auf seine Lampe gezeigt hatte, die er fest mit den kurzen Fingern umschlossen hielt, das hatte Constantin lange Zeit nicht verstanden.

„Energie ist jetzt Mangelware, du solltest deine eigene für etwas Besseres einsetzen als unnötigerweise an einer Kurbel zu drehen“, hatte der Mann ihm erklärt und die Taschenlampe eingesteckt. Dann hatte er noch einen zweiten Rundgang durch das Haus gemacht – seine schweren Stiefel knarzten auf dem Parkett – und neben dem Kochherd ein Feuerzeug und in einer Schublade vier halblange, weisse Kerzen entdeckt. Alles landete ebenfalls in der grossen, schwarz bemalten Kiste, die er an einem Riemen über seiner Schulter trug.

„Aber... das sind die Adventskerzen“, hatte die Mutter vorsichtig gesagt, mit leiser Stimme.

Der fremde Mann mit den grossen Stiefeln zog eine der Kerzen wieder hervor und betrachtete sie von allen Seiten. „Darauf kann ich leider keine Rücksicht nehmen, meine Dame“, sagte er dann. „Kerze ist Kerze. Alle Leuchtobjekte müssen vom Staat konfisziert werden, damit die Energieemissionen so gering wie möglich gehalten werden können. Tut mir leid, aber so lauten die neuen Vorschriften“, fügte er schulterzuckend hinzu. „Ich erledige hier nur meinen Job.“

„Und... was mache ich jetzt, wenn es dunkel ist?“, hatte Constantin gefragt. Er dachte daran, wie er unter der Bettdecke gelesen hatte, wie in einer Höhle, oder wie er im Kegel der Lampe in seiner Hand nachts barfuss ins Badezimmer getappt war. Schliesslich wurde um Punkt zehn Uhr in allen Wohnungen die Stromzufuhr ausgeschaltet, und dann gab es kein Licht mehr, ausser man machte sich selbst welches. Constantin stellte sich auf die Zehenspitzen und versuchte, einen letzten Blick auf seine Lampe zu erhaschen, die in den Tiefen der grossen, schwarzen Kiste verschwunden war.

„Wenn es dunkel ist, schläfst du“, antwortete der Mann. „Die Dunkelheit ist die Zeit, in der du deine Energie wieder auftanken solltest. Damit du am nächsten Tag genügend davon hast und sie für sinnvolle Zwecke einsetzen kannst.“ Was diese „sinnvollen Zwecke“ waren, das sagte der Fremde nicht. Constantin schwieg und musterte die dunkelblaue Mütze, die auf dem eierförmigen Schädel thronte und jeden Augenblick drohte, über das rechte Ohr herunterzurutschen.

Die Sterne, von denen er nicht glauben konnte, dass es sie jemals gegeben hatte, das Licht, das jeden Tag pünktlich um zweiundzwanzig Uhr ausging, egal, ob man gerade ein

Buch las oder im Kleiderschrank nach seinem Pyjama suchte. Dann schliesslich die Kerzen und Taschenlampen verschluckende Kiste. Und jetzt also auch noch der Mond. Vergangene Woche hatte er es gehört: Eine Delegation Lichttechniker war auf den Mond geschickt worden, um die in Form von Licht wegströmende Energie einzufangen, bevor sie auf die Erde gelangen konnte, und anderweitig zu verwerten. Tatsächlich schien der Mond in den letzten Tagen – das heisst, Nächten – kleiner geworden zu sein. Mit wachsender Besorgnis schaute Constantin Abend für Abend zu ihm hoch und sah zu, wie die Weltraumschwärze an seinen Rändern frass.

Einzig das Sonnenlicht konnte bisher noch nicht limitiert werden. Es floss täglich, warf Schatten oder schuf zumindest klare Konturen, tauchte die Welt in Farben und breitete sich aus über Häuser und Strassen und Bäume und Autos und Klaviertasten und Zahnpastatuben und alles andere, was gerade herumstand. Auch hier wurden grosse Bemühungen geleistet, um jeden noch so kleinen Partikel Licht nach seinem Gebrauch einzufangen und wieder dem Energiesystem zuzufügen.

Was geschah eigentlich mit dem Licht, das nicht eingefangen wurde?, fragte sich Constantin manchmal. Wo ging es hin? Und: Liesse sich, bevor es dorthin ging, wo es hinging, vielleicht sogar noch etwas damit anfangen?

Constantin hatte keine Angst im Dunkeln, aber seitdem auch der blassgelbe Mond vom Nachthimmel verschwunden war, sehnte er sich nach Licht.

In einem Glaskasten in seinem Zimmer lebte Salomon, der Nachtfalter, und manchmal sass Constantin nachts vor dem Kasten und versuchte, seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Das Tier sass still in einer Ecke und verliess den Käfig nicht, auch nicht, wenn Constantin das Türchen öffnete. Auch er schien auf eine Lichtquelle zu warten; vielleicht, um sich in der Dunkelheit zu orientieren und seine Nahrung zu finden. Früher hielten sich Menschen Hamster und Goldfische, das wusste Constantin. Heute hatten manche Falter oder Insekten zu Hause, die leuchteten, oder die sich an der Dunkelheit freuten – oder denen sie zumindest nichts ausmachte.

Sein Magen knurrte. Kein Wunder, er sollte sich längst etwas zu Abend zubereiten. Constantin ging in die Küche und warf einen Blick in den Kühlschrank. Viel war da nicht; allzu lange konnte man die Dinge ohnehin nicht aufbewahren, da doch jede Nacht von neuem die Kühlung ausgeschaltet wurde und Esswaren aufgrund des häufigen Temperaturwechsels rasch verderben. Ein paar matschige Tomaten lagen noch da, eine halbe Zwiebel, etwas Milch. Vielleicht liesse sich daraus eine Sauce für Teigwaren zusammenbasteln. Er war spät dran, er hatte bloss noch eine knappe Stunde Zeit, ehe das Licht ausging, und um zu kochen, essen und abzuwaschen musste diese Zeit noch reichen.

Constantin öffnete den Holzschrank in der Ecke und stellte eine kleine Pfanne auf den Herd. Dann zog er eine Schublade auf, auf der Suche nach einer Schöpfkelle oder einem grossen Löffel, um die Teigwaren in der Pfanne umzurühren. Verdammt, wieder einmal schien alles durcheinander; irgendein kleines Monster musste wohl nachts in der Dunkelheit seine Schubladen umräumen und die Dinge, die er gerade brauchte, verstecken. Er schob den Arm tief ins Innere der Schublade und seine Finger stiessen auf etwas Kühles, leicht Biegsames – gedrehtes Metall? Was war denn das? Er zog einen kleinen Schwingbesen ans Licht und hielt ihn eine Weile verwundert in den Händen. Er

war aus glänzendem Metall und hatte einen blauen Handgriff aus Plastik. Natürlich! Ein Geschenk seiner Mutter. Jahre musste das inzwischen her sein. Wie viel Zeit hatte er noch? Er zwirbelte den blauen Griff zwischen den Händen, dann legte er das Werkzeug mit einer entschlossenen Geste auf den Tisch und verliess den Raum. Dann würde er heute eben später essen, wenn die Zeit noch reichte, oder sonst kalt und im Dunkeln; doch das hier war jetzt wichtiger.

Zuunterst in einer Schublade seines Schreibtisches fand er schliesslich, was er suchte. Ein vergilbter Zettel aus dünnem Papier, ein bisschen zerknittert, ausgeschnitten aus einer Zeitschrift.

Die Bilder fielen ihm wieder ein, als wäre es gestern gewesen: Das volle Wohnzimmer, die Grosseltern, Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen, die in Sesseln und auf dem Sofa dicht aneinandergedrängt sassen oder neben dem rot geschmückten Weihnachtsbaum standen. Er hielt ein schmales Geschenk in den Händen, von seiner Mutter. Als er den kleinen Schwingbesen aus dem Papier gewickelt hatte, hatte er erst einen Augenblick gestutzt – warum zum Teufel schenkte sie ihm einen Schwingbesen? – doch dann fiel ihm die Schrift auf der Innenseite des Papiers auf, in das der Gegenstand eingewickelt gewesen war. Schwarze Tinte auf dünnem weissem Papier, als zweite Schicht innen am Geschenkpapier um den Gegenstand herumgeschlagen. Ein Wort stach ihm sofort ins Auge und krallte sich in sein Herz: *Sonnenlicht*. Er verstand.

„Danke!“, sagte er laut und schaute in ihre Richtung.

„Damit du in deine erste eigene Wohnung auch schon einen Grundstock an Küchenutensilien mitnehmen kannst“, antwortete sie und ihr wie immer durchdringender Blick ruhte auf ihm. Doch zugleich lag ein leichtes Lächeln um ihre Lippen, kaum merklich, doch es genügte, um ihm zu signalisieren, dass sie wusste, dass er wusste...

Constantin stand im Garten. Die Sonne wärmte seinen Nacken. Vögel pickten die letzten Beeren von den Bäumen, Blätter raschelten, und ab und zu drang ein Zwitschern zwischen den Ästen hervor.

Jetzt war der richtige Zeitpunkt. Bald würden die Tage wieder kürzer, die Nächte länger werden.

Er hatte das eine Ende der Wäscheleine im Rahmen des geschlossenen Wohnzimmerfensters eingeklemmt, das andere band er um einen Baum. In der einen Hand hielt er den Zettel: *Wie man das Sonnenlicht einfängt*, stand da, und immer wieder warf Constantin einen Blick auf das Blatt Papier. Er hatte es in der vergangenen Nacht noch mindestens ein dutzend Mal gelesen, ehe die Lichter mit einem leisen Klicken ausgegangen waren, so lange, bis er den Text beinahe aufs Wort auswendig konnte. Doch immer noch hielten sich seine Augen an den schwarzen Buchstaben fest; er durfte nichts auslassen, nichts vergessen, nichts falsch machen.

Heute war das Wetter gut, er hätte sich keine besseren Bedingungen für sein Vorhaben wünschen können. Vorsichtig hängte er das Gewicht – seinen Schlüsselbund mit dem grauen Stein als Anhänger – mit einem Karabinerhaken in die Mitte der Wäscheleine, sodass die gespannte Schnur dort ein wenig nach unten gezogen wurde. Direkt darunter

hatte er einen Stuhl aufgestellt, und auf dem Stuhl stand die metallene Pfanne, in der er gestern Abend seine Teigwaren kochen wollte.

Nasse Gedanken an der Leine aufhängen, hiess es in der Anleitung. Constantin tat, wie ihm geheissen: Die Wäscheleine war gespickt von bunten Wäscheklammern, und in den im leisen Luftzug flatternden Gedanken fing sich das Licht. Es floss der Leine entlang nach unten und tropfte in die Pfanne.

Als nächstes galt es, Sonnenstrahlen aus dem Moos zu pflücken, das an der Westseite von Bäumen wuchs. Gut, hatte er seine Fingernägel noch nicht kurz geschnitten, dachte er. Mit zwei Fingern fuhr er den sanften, grünen Härchen entlang und liess das Licht ebenfalls in die Pfanne fallen. Die grünen Haare aus Moos verbogen und duckten sich unter seinen Fingern, und als er die Hände wieder wegzog, richteten sie sich langsam und scheu zu ihrer ehemaligen Grösse auf. Ein Rascheln und Raunen schien von den Pflanzen auszugehen.

Constantin strich der Nachbarskatze mit dem schwarzen Fleck auf der Nase über das sonnengewärmte Fell. Man könne auch die Reste Sonnenlicht abzupfen, die am Hosenbein hängengeblieben sind, an dem die Katze ihren Kopf gerieben hatte, hiess es im Artikel, doch die Sonne direkt vom Fell zu pflücken sei natürlich besser. Constantin rieb die Hände nach getaner Arbeit über dem Kochtopf, und er glaubte, ein paar in der Luft glitzernde Krümel von seiner Haut aufstieben zu sehen.

Den ganzen Nachmittag arbeitete er so weiter: Kieselsteine gegeneinander reiben, bis das Licht davon abblättert. Mit einem trockenen Pinsel den Hausmauern entlangstreichen (Holzwände seien besonders ergiebig). Herbstblätter, am besten die gelben, in Himbeersirup einlegen und danach in einer Glasschale an die Sonne stellen, bis alle Flüssigkeit verdunstet war. Anschliessend wrang Constantin die Blätter über dem Topf aus.

Er befolgte die Liste gewissenhaft, und nach jedem Punkt schaute er wieder nach, ob er nichts vergessen hatte. Er lief mit einem Schmetterlingsnetz über die Wiese, und er fing das Licht, das aus einem Loch in der Regenrinne tropfte, mit einer Lupe ein.

Die fertige Mischung solle „kräftig umgerührt“ werden, hiess es. Deshalb also der Schwingbesen. Constantin stellte die Pfanne auf seinen Küchentisch und rührte und rührte, in die eine Richtung und in die andere. Dann füllte er alles in eine hellblaue Glasflasche.

Auch diese hatte ihm seine Mutter einmal geschenkt. Eine Zeit lang hatte er Sirup darin eingekocht, doch schon lange stand sie unbenützt im Regal. Jetzt wusste er, wozu er sie zu verwenden hatte. Sorgfältig spülte er sie mit Wasser aus und trocknete sie mit einem Handtuch. Dann liess er das gesammelte Sonnenlicht durch einen Trichter von der Pfanne in die Flasche rieseln, wie es im Zeitungsausschnitt angegeben war. Die Flasche verschloss er und stellte sie, eingewickelt in einen schweren, handgestrickten Pullover, in seinen Kleiderschrank. Zuhinterst; dort, wo auch am Tag kein Licht hingelangte. Er schloss die Tür.

Und jetzt hiess es warten.

Sieben Tage müsse man die volle Flasche in absoluter Dunkelheit ziehen lassen. Dunkelheit und Stille; das Licht sollte Ruhe haben, um wachsen zu können. Mehr als

einmal war Constantin versucht, die schweren Holztüren vor der angegebenen Zeit zu öffnen und in den Schrank zu schauen – ob das Licht dort tatsächlich arbeitete? Grösser wurde, wie er es sich erhoffte? Und was, wenn nicht? Doch er bezwang die Neugier und liess den Schrank verschlossen. Eine Woche lang wechselte er seine Kleider nicht, wusch sie nur im Waschbecken, wenn sie es nötig hatten, doch er verbot sich, im Schrank nach neuen zu suchen.

Am Abend des siebten Tages – das letzte Licht war bereits hinter dem Horizont verschwunden – holte er die Flasche wieder aus ihrem Versteck. Zu diesem Zeitpunkt sollte die Entwicklung so weit fortgeschritten sein, dass auch künstliches Licht dem Inhalt der Flasche nichts mehr anhaben konnte. Constantin stellte die Flasche vor sich auf den Tisch, legte den Kopf auf die verschränkten Arme und betrachtete sie. Sogar Salomon war aus seiner Ecke gekrochen und schien durch die Glasscheibe zum Tisch hinüberzublinzeln. Er schien zu merken, dass hier etwas Besonderes, etwas Aussergewöhnliches im Gange war.

Lange Zeit geschah nichts. Constantin befürchtete bereits, etwas falsch gemacht zu haben. Inzwischen hatte er angefangen, sein Abendessen vorzubereiten. Doch die Flasche hatte er in die Küche mitgenommen, und immer wieder warf er einen Blick auf das klare, blaue Glas, und beim Essen liess er manchmal die Gabel sinken, lauschte, als ob er das erwachende Sonnenlicht hören könnte, und schaute von seinem Teller auf. Die Flasche schien unberührt, und nichts regte sich darin.

War die Ruhezeit etwa doch zu kurz gewesen? Oder hatte er die Zutaten der Liste durcheinandergebracht?

Um zehn Uhr ging das Licht aus. Constantin tastete sich zur Spüle vor und stellte im Dunkeln das gebrauchte Geschirr hinein. Eine Hand an der rauen Tapete, in der anderen die Flasche, suchte er den Weg in sein Schlafzimmer. Dort stellte er die Flasche auf den Nachttisch. Im Dunkeln zog er sich aus und legte sich ins Bett, den Blick immer noch auf die Stelle links von ihm gerichtet, wo er die Flasche vermutete.

Bereits musste es elf Uhr sein, doch immer noch geschah nichts. Er hörte, wie Salomon in seiner Ecke mit den Flügeln schlug. Schon wollte er aufstehen und die Flasche wieder in den Schrank stellen, doch da -

Ein Schimmern, ein Flackern. Es erinnerte Constantin ein wenig an damals, den Moment, in dem eine Kerze kurz davor war, zu erlöschen, und ihr Docht mit dem flüssigen Wachs, das ihn zu ersticken drohte, kämpfte. Ein zartes Leuchten, eine Blume aus Licht. Constantin hielt den Atem an.

Sah so ein Stern aus? Er hatte nie einen gesehen. Jemand hatte ihm erzählt, Sterne würden ebenfalls leuchten, ein bisschen so wie die Sonne, aber sie seien viel kleiner als diese, eher wie glänzende Punkte, oder wie Knöpfe aus Licht in der Dunkelheit.

Diese Wärme, die sich plötzlich in ihm ausbreitete. Das Licht wuchs an und verblasste wieder, wurde mal hier stärker und mal da, es veränderte seine Farbe, und es schien flüssig zu sein und bewegte sich in immer neuen Mustern vom einen Rand der Flasche zum anderen. Constantin konnte die Augen nicht mehr davon abwenden. Am liebsten mochte er gar nicht mehr schlafen, nur die ganze Nacht hiersitzen, mit dem Kopf auf den Händen, und das Licht in sich aufnehmen.

Alles um ihn herum schien ihm weich. Das Licht machte die Konturen der Dinge sanft, als befände er, Constantin, sich in einem Bild, in dem alles mit einem weichen Pinsel und in warmen Farben gemalt wäre.

Er stützte das Kinn in die Hände und blinzelte. Das Licht flackerte, aber es ging nicht aus. Sein Schein zeichnete Kreise auf die Wände, die, Seifenblasen gleich, durch das Zimmer glitten.

Constantin stand auf und öffnete die Glastür des Käfigs. Der Nachtfalter flatterte auf und tanzte durchs Zimmer, zwischen den Fäden aus Licht hindurch, die durch den Raum gespannt schienen. Constantin schaute ihm nach, legte den Kopf in den Nacken – und da merkte er, dass er lächelte.

Gefunden

Es gibt so viele Dinge, die man finden könnte.

Deshalb hebt er den Blick nicht von den Rillen im Asphalt, als er mit auf dem Rücken verschränkten Händen durch die Strassen schlendert.

„Hoppla!“, ruft sie, und lacht.

Verwirrt mustert er minutenlang seine Schuhspitze, die sich in einer Löwenzahnplanze verheddert hat.

Ihre Hände halten ihn immer noch an beiden Schultern fest, sie sind gross und rau. Ihr Lachen erinnert ihn an warme Milch.

Er hebt langsam den Blick, und dann streckt sie den Arm aus und zupft ihm einen Schmetterling aus den Haaren.

Nostalgia

Zwei, fünfzehn, siebzehn, achtundzwanzig, neunund... Sie starrte auf das Stück Papier zwischen ihren Fingern, sie hörte nicht mehr hin. Also wieder nichts. Auf dem Küchentisch, nahe an der Wand, nuschelte das kleine, eckige Gerät ihr immer noch Zahlen und Wörter zu, ein Lämpchen flackerte orange. Vielleicht sollte sie aufhören.

Matilda stand auf, trug den zerknitterten Zettel in die Küche, wo sie ihn in den Mülleimer stopfte. Beim Anblick der unförmigen schwarzen Plastiktüte musste sie immer an einen ausgetrockneten Walfisch denken. Sie bückte sich, um den Walfisch aufzuheben und auf lang ausgestreckten Armen wie auf einer Bahre nach draussen zu tragen. Als sie wieder in die Wohnung hochkam, lief das Radio immer noch; sie drehte an einem Schalter, um den Sender zu wechseln. Dann überlegte sie es sich anders und zog den Stecker aus der Dose. In die angebrochene Stille schob sie den Stuhl zurück. Sie lehnte sich aus dem Fenster hinaus auf die Strasse.

Der Frühling war jene Zeit im Jahr, in der sie das Heimweh überkam. Die ersten Sonnenstrahlen glitzerten auf der Oberfläche des Sees, und wenn man die Ohren spitzte, glaubte man, die Tauben einander ins Ohr flüstern zu hören.

Dann ging sie oft aus der Wohnung, kam nur noch zum Schlafen zurück, ass bei der Arbeit oder später in einem Café, streifte, wenn sie nichts zu tun hatte, ziellos in der Stadt herum. Denn dann wollte sie die Züge nicht hören, die unter ihrer Wohnung hindurchratterten und von denen jeder einzelne sie irgendwo anders hätte hinbringen können.

Der Himmel war höher als sonst, die Wände der Häuser hatten den grauen Schmutz des Winters abgeschüttelt wie einen alten Pelz, die Luft legte sich als Libellenflügelhaut über die noch kahlen Äste der Bäume. Sprachen die Tauben italienisch?

Sie drückte ihre Zigarette vor dem Eingang aus, dann wartete sie, bis die durchsichtige Glastür hinter ihr ins Schloss gefallen war. Mit lautlosen Schritten wanderte Matilda durch die menschenleeren Gänge. Ölportraits starrten sie von den Wänden herab an. Sie bog um die Ecke und glaubte, aus dem Augenwinkel jemanden neben der Türe stehen zu sehen – abrupt wandte sie sich um. Doch es war nur eine hohe Statue. Einmal ging sie rundherum. Ein langer, dünner Mann war es. Zu lang und zu dünn. Die Haut zu hell. Doch trotzdem strich sie mit den Fingerspitzen über das allzu weisse Fleisch aus Stein.

Es war niemand zu sehen, nur die Klimatisierung summte.

In eine Ecke geduckt stand ein Kasten aus Holz, Bilder tauchten den Raum in ein Mosaik aus Licht. Ein kleines Metallschild an der Wand: *Videoinstallation*. Dann der Name einer Künstlerin, von der sie noch nie gehört hatte.

Sie ging vor dem Kasten in die Knie und stützte die Unterarme auf den Oberschenkeln ab.

Ein Fischer kehrte an Land zurück, in einem kleinen Holzboot, von dessen Planken die Farbe abblätterte. Die Kamera setzte an zu einem langsamen Schwenk, und ihr Blick

wurde von einer einförmig blauen Fläche hypnotisiert. Die dünne Linie des Horizontes – ein Strich, mit spitzer Feder gezogen – blieb still an Ort, und das tiefe Blau war in alle Richtungen dasselbe, nur die Wellen veränderten ihre Richtung und legte immer neue Muster aus.

Wasser, Boot, Hände, die die Netze einholten, Horizont; Bilder, die ineinander verschwammen, untermalt von raunenden Stimmen, die man nicht auseinanderhalten konnte. Ihr Klang verdichtete sich zum Rauschen des Meeres. Matilda wusste nicht mehr, wie lange sie schon dagekauert war. Sie war ein hingeworfenes Handtuch auf dem Fussboden, ihre Kniekehlen begannen zu kribbeln. Sie blinzelte die Müdigkeit aus den Augen.

„Kann ich mich einen Augenblick setzen?“ Die Betonbank des Museums verwandelte sich in den Schemel der Restaurantküche, der manchmal gebraucht wurde, um zu den hohen Schränken zuzukommen. Matilda liess sich darauf niedersinken und streckte die Beine aus.

„Willst du was zu trinken? Oder möchtest du ein Stück Karamellapfel? Es sind noch Karamelläpfel übrig. Oder doch lieber etwas Brot?“

„Nein, danke.“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich brauche nichts. Nur eine kleine Pause.“ Sie hatte den Block für die Bestellungen aus der Stofftasche an ihrem Gürtel gezogen und zeichnete nun in eine der vier Ecken eine winzige Schlange, die eine noch kleinere Maus aus ihrem Maul baumeln liess. Dann malte sie beiden Flügel, direkt hinter ihren Köpfen schoben sie sich aus dem Rücken.

Klirrend traf ein Glas auf dem Fussboden auf und zersprang.

„Cazzo“, rief Sandro und tauchte hinter dem Herd ab.

„In der Küche flucht man nicht, das bringt Unglück“, sagte Roman.

„So ein Unsinn. Gib mir besser mal den Besen dort, statt dumme Sprüche zu klopfen.“

Sie kniff die Augen zusammen und das Bild verschwamm an den Rändern; es war eine alte Fotografie, die man in der Hand hin und her kippen musste, um alles zu erkennen. Wenn jemand nur noch einen halben Schritt davon entfernt war, aus dem Rahmen zu fallen, wurde sein Gesicht verzerrt, die Gestalt verzog sich in die Breite, die Farben wurden bleich. Alles schien weicher als sonst; auf diese Weise sah die Welt fast schön aus.

Sie faltete die Beine zusammen und stand wieder auf, ging nach draussen, um die Teller der letzten Gäste abzuräumen. Nur noch zwei Leute waren übrig geblieben. Der Typ hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und die Hände hinter dem Kopf verschränkt; er wippte mit einem Fuss. Als Matilda hervortrat und sich dem Tisch näherte, richtete er sich auf: „Il conto per favore, signorina“, sagte er laut, und überdeutlich war der Schweizer Akzent in seiner Stimme hörbar. Er lächelte. Die Frau musterte ihre Fingernägel, während Matilda mit raschen Handgriffen die Teller aufeinanderstapelte, Besteck und Servietten einsammelte: „Arrivo subito.“ [...]

Ende der Leseprobe.